



Zwei Generationen im Heim. Die Handelsschülerin Gaby, 18, frühstückt mit ihrem Sohn David, 2

»Ich werde mit dem Kind beweisen, daß ich es besser mache als meine Mutter. Ich werde David nie weggeben«

Heime, wo im Laufe eines Jahres die komplette Erzieherriege wechselt. Im Städtischen Kinderheim Köln beträgt sie 30 Prozent. „Eigentlich müßte jeder aus der Heimerziehung nach fünf Jahren raus. Dann ist er geschafft“, sagt Heimleiter da Costa Gomez.

Die Erzieher sind nicht schuld an der Misere, sehen sich selbst als „Opfer dieser künstlichen Situation“, wie eine Erzieherin sagt. „Die Kinder wissen ganz genau, daß wir nur hier sind, weil das unser Beruf ist, daß wir genauso wenig freiwillig hier sind wie sie selbst. Manchmal, wenn ich am Wochenende Dienst habe und zum Fenster raus schaue auf die Straße, wo die Autos rumflitzen, dann denk ich: Im Grunde wirst du hier mitbestraft.“

Die moderne „Heimfamilie“ ist ein Etikettenschwindel, eine mit wissenschaftlichem Anspruch verbrämte Augenwischerei. „In der Person des Heimerziehers schneiden sich gesellschaftliche und persönliche, sachliche und menschliche, administrative und kommunikative Belange in einzigartiger Weise. Dennoch ist der Heimerzieher nicht einfach nur dieser Schnittpunkt, sondern eine zugleich agierende und reagierende, planende und ausführende, selbstbestimmende

und fremdbestimmte Figur in einer besonderen Position“, heißt es in einer „Einführung in Theorie und Praxis der Heimerziehung“. Wie eine solche Position auszufüllen sei, steht ohne Ironie auch in dem Buch: „Vom Erzieher wird Übernatürliches erwartet.“ Wenn er das nicht bringt, so ist das sein Fehler.

Man kann ein schlechter Erzieher sein oder ein guter – für die Betroffenen kommt es auf das Gleiche raus. „Wenn man sie braucht, sind sie nicht da“, sagen die Kinder. Ein Erzieher ist nie „da“, so wie Eltern „da“ sind, auch wenn sie mal nicht da sind. Nicht das Fehlen von Blutsbanden, sondern das Heimsystem macht eine echte Bindung Erzieher/Kind unmöglich.

Die moderne „Heimfamilie“ ist ein kläglicher Abklatsch Marke trautes Heim, eine Familienhülle ohne Kern. Da diese „Familie“ für den Erzieher nur eine Arbeitsbeziehung auf Zeit sein kann, sind die Kinder ständig vom Verlust der „Eltern“ bedroht. „Das Verlassenwerden, das die Kinder in der schlimmsten Weise erlebt hatten, als sie von ihren Eltern fort mußten, das bekommen sie jetzt hier institutionalisiert vorgeführt“, sagt da Costa Gomez. Ganz abgesehen davon, daß

Erzieher kündigen oder Kinder verlegt werden: Die Erzieher gehen abends nach Hause, in ihr echtes Zuhause, zu Frau und Kind womöglich, und zeigen schon dadurch den Kindern, wie es um die „Heimfamilie“ bestellt ist.

Ohne festen Boden unter den Füßen kann für die Kinder schon ein alltägliches Erlebnis zur Katastrophe werden – wenn ein anderes Kind bevorzugt wird, wenn es selbst mal nicht beachtet wird. Dann gerät alles ins Wanken: Er mag mich nicht mehr! Ich muß was tun, auf mich aufmerksam machen, lieb sein, was kaputt machen, jemand verhauen, irgendwas tun – panische Reaktionen, die im pädagogischen Sprachgebrauch dann als „Verhaltensstörungen“ einsortiert werden. Die „Störungen“ werden dann behandelt, der Psychologe wird eingeschaltet, wenn es zu schlimm, das Kind zu „schwierig“ wird. Das Kind bekommt Aufmerksamkeit, „Zuwendung“ – das, was es braucht und sucht, bekommt es nicht. Und so geht das Spiel weiter, die Jagd nach einer Fata Morgana, an deren Ende dann oft die Psychiatrie oder die geschlossene Erziehungsanstalt steht.

„Man könnte sagen, daß wir schon sehr große Fortschritte gemacht haben“, sagt da Costa

Gomez, „Fortschritte in der Möglichkeit, Kinder zu vernichten.“

Rolando da Costa Gomez ist nicht gerade ein typischer Heimleiter, der salbungsvolle Ton berufsmäßiger Kinderfreunde fehlt ihm. Er sagt auch nicht, daß die Kinder in seinem Heim „gut aufgehoben“ sind. Das Heim, so wie er es sieht, „soll und darf nur ein Zwischenstück zu einer Kette von Hilfsmaßnahmen sein, eine Notunterkunft, aber kein Dauerverbleib. Ich habe auch mal an die Heimfamilie geglaubt. An das hier“. Er gibt mir eine Broschüre, eine Festschrift des Heims aus dem Jahre 1967.

„Schauen Sie sich das an“, sagt er und deutet auf ein Foto. Auf dem Bild ist ein etwa 18-jähriger Junge zu sehen, der im Kreise von zehn süßen Kleinkindern Gitarre spielt. „Der große Bruder singt mit den Kleinen“, steht drunter. „Das war nicht der Bruder“, sagt da Costa Gomez, „der hatte auch keine Lust zu singen. Und auch keine Lust Bruder zu sein. Alles Betrug.“

Mit Heimkindern, Kindern in öffentlicher Hand, kann man fast alles treiben. Nur zu gerne läßt sich die Öffentlichkeit hinter Licht führen. Ein Druck auf die Tränendrüse, ein Hauch Kindersüßigkeit, ein bißchen Wohltätigkeit – und jede Lüge wird geglaubt.

„Das wird wohl wieder so eine Geschichte über die armen Heimkinder.“ Den Satz bekam ich hier öfters von Kindern zu hören, er traf mich jedesmal wie eine Ohrfeige. Ich sah den alten Adenauer vor mir, der in diesem Heim alle Jahre zur Weihnachtszeit die Köpfchen streichelte. Die Kinder wehren sich gegen das Mitleid, das sich an ihnen austobt, und in dem Wort „Heimkind“ sehen sie die Diskriminierung. „Was ist denn so interessant an uns! Wir sind doch ganz normale Menschen“, sagt mir ein kleiner Junge.

Daß sie keine „normalen Menschen“ sind, das bekommen sie nicht nur drinnen zu spüren. Draußen gehört das Mitleid noch zum Besten, was ihnen begegnen kann. Nach Möglichkeit versuchen sie ihre Adresse geheimzuhalten. „Wenn draußen jemand erfährt, daß du aus dem Heim kommst, dann fällt bei dem